

Sommerliche Elegie

(Aus dem Nachlass des Kopisten und Restaurators Paolo L. aus Florenz)

Florenz, am 27. August 1914

Seit ich aus Deutschland heimgekehrt – es sind nun drei Wochen – habe ich kaum mein Atelier verlassen: fünfmal im ganzen, behauptet meine treue alte Teresa, klagend und vorwurfsvoll auf die unsommerliche Farbe ihres doch sonst so gebräunten Herrn und Abgottes verweisend. Wenn sie wüsste, dass der Mohn auf meinem Schreibtisch die Schuld daran trägt, sie hätte ihn, wie sie es gleich nach meiner Ankunft versuchte, trotz meines strengen Befehls zum Abfall getan. „Vertrocknete Blumen sind Schmutz“, sagt sie in ihrer zitathaften Weise. Schmutz! Ach, und der gekrümmte Stengel mit den silberdistligen Borsten ist in eine unwiderrufliche Bewegung hineingeraten; und die Blüte mit dem dunklen Violettgewuschel um die Samenkapsel, die einst flammenden Blätter – es blieben nur zwei, mumienhäutig und geschrumpft, an der Stufe des Zerstäubens angelangt – : diese Leiche meiner Mohnblume – wenn Teresa es wüsste! – hielt mich die drei Wochen im Hause, wie zu einer Totenwache.

In den ersten Tagen, statt an meine Arbeit zu gehen, gelüstete es mich, Hexameter zu einer Elegie zu reihen, so wie wir es als Knaben übten, da wir in die leichte Schale unseres Gemütes ovidische Schmerzen als süßen Ballast legten, einzig, um den Daktylos unter Druck zu bringen und zum schweren Fließen zu bewegen. Mag es nun sein, dass ich durch ein unvorsichtiges Geplauder über mein Vorhaben die empfindlichen Versgeister störte, oder aber dass der kopfschüttelnd zuhörende Freund mit einer fächelnden Zeitung sie vertrieb. (Er sagte: Europa steht auf Kriegsfüßen und nicht auf Daktylen, Paolo!) Immerhin: von meiner sehnsüchtigen Worttreppe auf jenen Berg, von meiner geplanten Elegie blieb nichts als diese eine Distichonstufe bestehen: „Schon ist der Mohn, der große, womit du, Freundliche, wiesest Teller und Platz mir am Tisch, ganz vom Lichte verzehrt.“

[...]

Florenz, am 23. Mai 1915

Als kuriozes Anhängsel sei noch erwähnt, dass am heutigen Datum zweierlei seltsame Ereignisse zusammentrafen. In der großen Welt eine neue, und ich vermute: eine entscheidende Kriegserklärung! Und in meiner kleinen Welt: ein Krach im Hause, weil Teresa den Rest meiner Mohnblume – nun, ja, sie stammt ja jetzt aus Feindesland! – endlich doch zum Abfall getan. Indes – Teresa ist unschuldig; denn die stengellose Samenkapsel, die schließlich allein von der einstigen Pracht übriggeblieben war, glich eher einem Kammerad, das aus einer geheimnisvollen Mechanerie herausgesprungen war, als einer Blume oder auch nur einem Blumenrest. Diese technisch anmutende Form der Mohnkapsel liebten wir schon als Knaben, und wir rissen die Blätter achtlos ab, nur um die Samenkapsel frei und entblößt zu haben. Und wir brauchten sie als eine Art Stempel oder Petschaft, womit wir mit und ohne Tinte uns gegenseitig die Haut und die Schulhefte mit zierlichen Mustern versahen. Der eine sagte: das Muster gleiche einer Gänseblume, der andere: einer strahlenden Sonne. Ich habe immer dagegen behauptet: das Muster sehe aus wie ein Auge mit heller Iris und weißer Pupille, also wie ein blindes Auge! Warum tadelten mich die Erwachsenen damals wegen eines solchen Vergleichs! Und warum sagte man mir nach, dass es meine Art sei: die Dunkelheit eher als die Sterne zu bemerken? – Ich habe stets die freudigen Stunden mit Sorgfalt empfangen – wie meine den Platz anweisende Tischblume. – Aber ich habe auch das Petschaft des blinden Todes auf der Samenkapsel des Mohnes gespürt, ehe ich den mit dem großen Schlummer betäubenden Inhalt genoss.